

DAS EINFACHE UND DAS KOMPLIZIERTE IN DER GESCHICHTE*

Von Günther Stöckl

Wenn eine Institution wissenschaftlichen Forschens wie das Collegium Carolinum auf das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurückblicken kann, so ist das gewiß ein würdiger Anlaß innezuhalten, Bilanz zu ziehen, das bisher Geleistete zu überschauen. Gleichwohl befindet sich der von auswärts eingeladene „Festredner“ in keiner ganz leichten Situation: Er mag sich, wenn ihm genügend Zeit bleibt — im Falle des Collegium Carolinum sehr viel Zeit —, lesend an die wissenschaftliche Produktion von 25 Jahren halten; was hinter dieser an Fleiß, Organisationsgeschick, Durchhaltevermögen und Überwindung von unvorhergesehenen Schwierigkeiten aller Art steckt, das kann er auf Grund eigener Erfahrungen bestenfalls ahnen. Aber ich möchte auch keine übertriebenen Vorstellungen von der Auswärtigkeit meines Standortes erwecken. Abgesehen von der allgemeinen Zeitgenossenschaft des Historikers in diesem uns geschenkten Vierteljahrhundert friedlicher wissenschaftlicher Entwicklung verbinden mich langjährige Beziehungen mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen Münchens, und vielleicht darf ich auch anmerken, daß der Horizont meiner eigenen Herkunft und meines Lebenslaufs jene böhmischen Länder einschließt, die zu erforschen dem Collegium Carolinum von Anfang an aufgegeben war. Doch mag solchermaßen auch die Distanz verkürzt und das professionelle Interesse durch ein wenig Sentimentalität des Erinnerns angereichert sein, Sie werden verstehen, daß der Außenstehende aus gegebenem Anlaß nicht mehr wagen kann und darf als eine den Rahmen weiter spannende Besinnung auf den gemeinsam zurückgelegten Weg. Sollte das Wagnis glücken, so wäre am Ende vielleicht so etwas wie eine Ortsbestimmung für die Gegenwart zu erhoffen und — um im nautischen Bild zu bleiben — ein Vorschlag für den künftig einzuschlagenden Kurs.

Was die Formulierung des Themas „Das Einfache und das Komplizierte in der Geschichte“ betrifft, so gestehe ich freimütig, daß sie der Intuition jenes nicht allzu lange zurückliegenden Augenblicks entsprungen ist, in dem ich mit meiner heutigen Aufgabe konfrontiert wurde. Fürchten Sie also keine nach allen Seiten abgesicherte Geschichtsphilosophie, die etwa mit einer umständlichen Erklärung zu beginnen hätte, daß Geschichte sowohl vergangenes Geschehen wie auch jeder Art Berichte über dieses vergangene Geschehen meinen kann, und daß zwischen diesen beiden Bedeutungen von Geschichte eine nichts weniger als einfache, das heißt eine höchst komplizierte Beziehung besteht. Wir wollen diesem Problem gar nicht ausweichen

* Festvortrag anlässlich der 25-Jahr-Feier des Collegium Carolinum am 18. März 1982 in der Stuck-Villa in München.

und wir werden uns ihm bei unseren weiteren Überlegungen immer wieder zu stellen haben, aber wenn dem einen oder anderen bei dem Adjektiv „einfach“ zunächst die „schrecklichen Vereinfacher“ oder das „einfache Leben“ einfallen, und wenn das Adjektiv „kompliziert“ zunächst an die beängstigend zunehmende Kompliziertheit unserer Welt denken läßt, so war auch das beabsichtigt. Schränken wir den Reiz solcher Reizworte aber gleich wieder etwas ein: Vereinfachen kann in der Geschichte nicht nur mehr oder minder schrecklich sein und ist es oft genug gewesen, sondern vereinfachen im Sinne von verständlich machen, sich selbst und anderen verständlich machen, ist auch eine Aufgabe jeder historischen Wissenschaft — eine schwierige, verantwortungsvolle, gewiß nicht immer zulänglich erfüllte Aufgabe. Und wenn moderne Wissenschaft heute so kompliziert ist, daß nachdenkliche Pädagogen von einer Verwissenschaftlichung der Schule den Verlust der Orientierungsfähigkeit im Ganzen der Welt befürchten, so läßt sich das doch nicht abschaffen oder rückgängig machen, mögen wir auch von der naiven Wissenschaftsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts längst weit entfernt sein. Aber lassen wir die ganz anders dimensionierten Probleme der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften beiseite und wenden wir uns dem von der historischen Wissenschaft bei uns seit gut einem Menschenalter zurückgelegten Weg zu. Wir wollen ihn in aller Kürze dreimal durchmessen: zuerst die vergleichsweise breite Straße der Geschichtswissenschaft insgesamt, danach den sehr viel schmäleren, manchmal auch etwas anders gewendeten Weg, dem jene ihrer vielen Teildisziplinen folgte, die sich mit unseren östlichen Nachbarn befaßt, und schließlich den aussichtsreichen Nebenpfad des Collegium Carolinum. Alle drei führen durch dieselbe zeitgeschichtliche Landschaft.

I.

Wie war es mit der Historie im allgemeinen? Stichworte mögen der gemeinsamen Erinnerung genügen. Es begann in der berühmten Stunde Null mit einem Neuaufbau aus dem Nichts, das der Krieg hinterlassen hatte. Solche Null- und Nichts-Formulierungen als Chiffren für die nationale Katastrophe sind im Vergleich mit dem Vorher und Nachher verständlich, aber sie sind bemerkenswert übertrieben. Die Geschichte hat auch damals nicht neu angefangen, sondern ist weitergegangen, und aus dem materiellen Nichts hat auch den Wissenschaften das Wirtschaftswunder viel schneller herausgeholfen, als in den ersten Nachkriegsjahren auch nur erträumt werden durfte.

Was war geschehen, wie hatte es dahin kommen können? Das waren die existentiellen Fragen aller Überlebenden und Heimkehrenden, gerichtet an die eigene Geschichte. Wie hätten es nicht auch und vor allem die Fragen der Historiker sein sollen?! Solches Fragen umfaßte wissenschaftlich der neue Begriff „Zeitgeschichte“, und die Suche nach Antworten konzentrierte sich sehr bald in einer neuen Institution des Wissenschaftszentrums München, im Institut für Zeitgeschichte. Wiederaufbau und allmählich immer großzügiger voranschreitender Ausbau hatten ihre eigenen, zum guten Teil organisationstechnischen, aber gewiß nicht nur vordergründigen Probleme zu bewältigen, etwa im Nachholen der viele Jahre zwangsweise versäumten Rezeption der internationalen geschichtswissenschaftlichen Forschung, später dann im quantitativen Wachstum und in der zunehmenden Differenzierung

der eigenen Produktion. Wiederum ein neues Wort — „Dokumentation“ — wurde geläufig und gewann an Realitätsgehalt, von der Neuauflage des „Dahlmann-Waitz“ bis zum Traum von einer perfekten Datenbank.

Daß über den zeitgeschichtlichen Interessenschwerpunkt hinaus auch an ältere Traditionen moderner deutscher Historiographie anzuknüpfen war, unterlag keinem Zweifel; diskutiert wurde, welche Namen und Richtungen als Vorbilder des Anknüpfens wert sein sollten, undiskutabel war das Anknüpfen an den Traditionsstrang eines integralen Nationalismus. Von einer bedeutend jüngeren Generation wurde in all dem dann kaum mehr als schlichte Restauration gesehen. Fasziniert von der Methodenvielfalt der modernen Sozialwissenschaften, zum Teil auch beeindruckt von den sozialökonomischen Theoremen eines Karl Marx, neigte sie dazu, als Subjekt der Geschichte und als bevorzugtes Forschungsobjekt der Geschichtswissenschaft an die Stelle des Staates „die Gesellschaft“ zu setzen. „Interdisziplinär“ wurde das neue Modewort.

So einfach war und ist es realiter freilich nicht. Die Realität erscheint vielmehr als ein sich in voller Freiheit entfaltendes Wechselspiel von Schulen, Richtungen und Moden — so kompliziert und unübersichtlich, daß von amtswegen spezialisierten östlichen Beobachtern dazu nichts anderes einfällt, als von einer „Krise der Geschichtswissenschaft“ im Westen zu sprechen. Die Verwirrung solcher Beobachter gründet natürlich darin, daß sie keine ordnenden Prinzipien erkennen können, schon gar nicht die nach ihrer Überzeugung in Geschichte und Gesellschaft einzig richtigen. Aber Wissenschaftsdifferenzierung, Methodenvielfalt und ständig zunehmende Erkenntnisgewinne im Detail machen in der Tat das jeweils Erreichte schwer überschaubar und das Kalkül des Erreichbaren unsicher. Das Komplizierte scheint zu dominieren. Immer aber gibt es Rekurse zum Einfachen und Mitteilbaren, ohne daß wir uns gleich in die Niederungen des Trivialen und des Irrationalen hinabgeben müßten. Denken wir etwa an die Verdeutlichung von Geschichte in der Biographie einer großen Persönlichkeit, denken wir an die schlichte, für den Neubeginn konstitutive Erkenntnis, daß europäische Nationalgeschichten in der Geschichte Gesamteuropas aufgehoben werden müßten. Das mit dem Namen Theodor Schieders verbundene „Handbuch der europäischen Geschichte“ steht in unseren Tagen vor dem Abschluß. Daß sich hier das Einfache der Konzeption mit einer höchst komplizierten Realisierung verbindet, scheint die Regel zu sein. Im Jahre 1980 hatte sich ein Kolloquium des Instituts für Zeitgeschichte den historischen Vergleich der Nachkriegsgesellschaften in Großbritannien, Frankreich und der Bundesrepublik zum Ziel gesetzt. Es mußte das Vergleichen der fernerer Zukunft überlassen und sich mit dem Nebeneinandersetzen des zu Vergleichenden begnügen — als so kompliziert, als so verschieden kompliziert erwies sich die Materie. Daß er nur langsam dem Ziel näherbringt, besagt aber nichts gegen einen Weg, wenn er der einzig gangbare ist.

II.

Wenden wir uns nun der mit dem östlichen Europa befaßten historischen Teildisziplin zu. Ihr Weg von den Anfängen um die Jahrhundertwende bis in unsere Zeit ist in den letzten Jahren mehrfach beschrieben und bedacht worden. Das

Geflecht von Motiven, Ideen und Kräften, nicht zuletzt politischer Art, das die Geschichte dieses Spezialfaches innerhalb der großen Wissenschaft von der Geschichte in der Realität seiner jeweiligen historischen Umwelt bestimmte, ist ungewöhnlich kompliziert. Das beginnt schon bei der Fachbezeichnung, die ich mit Absicht bisher nur umschrieben habe: Es geht um die „osteuropäische Geschichte“, um die „Geschichte Osteuropas“. Ist es schon gar nicht so einfach zu sagen, was Geschichte sei, wie wir gesehen haben, Übereinstimmung darüber zu erzielen, was mit Osteuropa gemeint sein soll, ist mindestens ebenso schwierig. Wollte man die Entwicklungstendenz des historischen Faches, das sich mit Osteuropa befaßt, auf eine ganz kurze Formel bringen, so könnte man sagen, daß sie in einer Akzentverschiebung vom „Osten“ auf „Europa“, von einer osteuropäischen auf eine osteuropäische Geschichte, besteht. Die Fachgeschichte begann zu einem Zeitpunkt, der noch kein ganzes Jahrhundert hinter uns liegt, mit der Errichtung der ersten Lehrstühle für osteuropäische Geschichte in Berlin und Wien. Was erwartete man von einer auf Osteuropa spezialisierten akademischen Geschichtslehre? Kaum eine unentbehrliche Ergänzung historischer Forschung und Lehre von seiten der betroffenen Universitäten — die Historiker-Kollegen verhielten sich eher skeptisch —, unmißverständlich aber bessere Information bis in die Nähe der Politikberatung von seiten der Regierenden und Bezahlenden. Unter „Osteuropa“ verstanden Förderer und Geförderte der neuen Wissenschaft zuerst und fast nur Rußland, das Zarenreich als außenpolitischen Partner und Gegner, mit allem freilich, was sich von Rußland her etwa für die polnische Frage und für das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie ergab. Es galt, das „russische Rätsel“ zu lösen und die „russische Gefahr“ zu analysieren. Daß man solches der Historie zutraute, mag uns heute befremdlich erscheinen, aber verglichen mit der Slawischen Altertumskunde im Rahmen der slawischen Philologie konnte Geschichte sehr wohl als eine der Zeit und der Politik nähere Wissenschaft erscheinen, und noch war das Vertrauen ungebrochen, es ließen sich durch Erforschung der historischen Voraussetzungen aktuelle Phänomene mühelos erklären und daraus Handlungsanweisungen für die Zukunft entwickeln.

Das war das Erbe, mit dem sich die Neuanfänge nach zwei verlorenen Weltkriegen auseinanderzusetzen hatten, jeweils in einer völlig veränderten politischen Situation. Was sich nach 1918 und nach 1945 verändert hat, braucht hier nicht rekapituliert zu werden. Was beide Male erhalten blieb, wenn auch jeweils in grundlegend veränderter Form, war einerseits das Forschungsobjekt — die Völker und Staaten des östlichen Teils Europas als nähere oder entferntere Nachbarn der Deutschen — und andererseits das politisch motivierte Informationsbedürfnis, um sich in einer als feindlich oder zumindest als fremd empfundenen Welt zurechtzufinden. Schon in der Zwischenkriegszeit und schon vor 1933 konnte die Historie diesem Informationsbedürfnis längst nicht mehr genügen, es entstanden auf Osteuropa spezialisierte Teildisziplinen weiterer Wissenschaften, es entstanden die ersten multidisziplinären Institutionen in Gestalt von Osteuropa-Instituten. Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaft waren es, die zunächst herangezogen wurden, um der Historie einen Teil der aktuellen Information abzunehmen. An heutigen Maßstäben gemessen war dieser erste Ausbau allerdings mehr als beschei-

den; immerhin genügte er, das Feld der wissenschaftlichen Betrachtungsweisen ansatzweise zu erweitern und die Wissenschaftlichkeit im Betrachten des östlichen Europa zu verstärken. Bezeichnenderweise geschah das letztere in einer Art Rückwendung zur Ausgangswissenschaft der slawischen Philologie. Von all dem haben Nationalsozialismus und Krieg personell wie materiell kaum etwas übriggelassen. Zum älteren Erbe einer fragwürdigen Politiknähe im sonst traditionellen Wissenschaftsverständnis kam nun auch noch das Erbe eines unverhüllten Mißbrauchs als pseudowissenschaftliche Legitimationstheorie.

Man muß sich dessen wenigstens einen Augenblick lang erinnern, um zu ermes- sen, wie neu der Neubeginn nach 1945 zu sein hatte. Die existentiellen Fragen, die sich der Wissenschaft im allgemeinen und den Historikern im besondern stellten, waren auch der Osteuropawissenschaft und der Osteuropahistorie aufgegeben. Aber es ist kennzeichnend, daß nur hier im Rückblick der Begriff einer „Verwis- senschaftlichung“ der eigenen Wissenschaft aufkommen konnte. Klaus Zernack, ein Vertreter jener Generation, die erst nach dem Kriege das Studium der Ost- europäischer Geschichte begann, hat als das wissenschaftliche Urerlebnis eben dieser Generation die Verwissenschaftlichung des eigenen Faches bezeichnet. Wie ist das zu verstehen? Nach allen vorhergehenden Erfahrungen primär gewiß im Sinne einer beharrlichen Distanz von jeder außerwissenschaftlichen politischen Motivie- rung. Das allein wäre freilich weder fachspezifisch noch ausreichend. Es mußte hin- zukommen: Die Öffnung der deutschen historischen Osteuropaforschung zur dau- ernden internationalen Kommunikation, sobald die allgemein äußeren Voraus- setzungen und im besonderen die inneren Voraussetzungen bei den potentiellen Gesprächspartnern im Westen wie im Osten dies erlaubten, ferner die im Prinzip vollständige Erfassung des Forschungsgegenstandes, der Geschichte Osteuropas, als eines in sich, und zwar sowohl in der räumlichen wie in der zeitlichen Dimension, ausgewogen gegliederten Teiles der europäischen Geschichte. Nur so läßt sich die traditionelle und politisch stets so naheliegende Dominanz des Themas Rußland auf ein wissenschaftlich vertretbares Maß reduzieren, nur so lassen sich kompara- tistische Forschungsansätze im osteuropäischen wie im gesamteuropäischen Rahmen realisieren, nur so läßt sich Osteuropa in ein ausgewogenes deutsches Bild von der europäischen Geschichte einbringen. Klaus Zernack und seine Fachgenossen wissen, daß dies ein Grundsatzprogramm ist, von dem sich mit den vorhandenen Mitteln nur Teilstücke in harter Arbeit verwirklichen lassen. Auch für die Osteuropahistorie gilt ja, daß moderne Wissenschaft immer komplizierter wird, auch ihre Methoden differenzieren sich, auch ihre Produktion ist kaum mehr überschaubar. Aber neue Vereinfachungen billiger Art helfen weder der Wissenschaft noch all denen, die das Opfer früherer und anderer Vereinfachungen geworden sind. Auch hier führt der Weg nur langsam zum Ziel, mag inzwischen auch einiges erreicht sein. Es ist schon viel gewonnen, wenn die Wegmarken des richtigen Weges erkannt sind.

III.

Damit ist der wissenschaftsgeschichtliche Rahmen skizziert, in dem sich Grün- dung und Entwicklung des Collegium Carolinum vollzogen haben. Bei aller zwangs-

läufigen Flüchtigkeit, in der vieles auch Wichtige unerwähnt bleiben mußte, dürfte deutlich geworden sein, daß die Geschichte zumal historischer Wissenschaften nicht außerhalb der Geschichte und unabhängig von ihr verläuft — ganz im Gegenteil. Die Gründung wissenschaftlicher Institutionen vollzieht sich in Zeit und Raum, sie kann nicht unabhängig von den Umständen der Zeit und von der Lage im Raum gedacht werden. Wiederum ist es sehr einfach festzustellen, daß das Collegium Carolinum als eingetragener Verein am 25. Oktober 1956 gegründet wurde, und unvergleichlich schwieriger, das komplizierte Bündel von Motiven, Interessen und Konzeptionen aufzulösen, das sich über Jahre hinweg zur Gründung vereinigte. Karl Bosl hat aus Anlaß des zwanzigjährigen Bestehens die Gründungsphase in den fünfziger Jahren aus den Akten nachgezeichnet, und wer jene wissenschaftliche Gründerzeit zum Teil noch als aktiv Beteiligter miterlebt hat, wundert sich nicht über das Vielerlei mitunter auch unvereinbarer gedanklicher Ansätze, sondern über die Konsequenz, mit der eine schon früh auftauchende und 1956 in den Gründungsakten festgeschriebene Konzeption durchgehalten, bis heute durchgehalten wurde. Darin unterscheidet sich das Collegium Carolinum von nicht wenigen anderen „ostwissenschaftlichen“ Institutionen.

Den eben gebrauchten Terminus „ostwissenschaftlich“ halte ich persönlich nicht für glücklich, obwohl ihn eine solche Institution — das Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln — ganz offiziell in ihrem Namen verwendet. „Ostwissenschaft“ vermeidet zwar die belastete „Ostforschung“, die sich zudem schlecht adjektivieren läßt, ist aber um nichts klarer als diese. Im Zusammenhang mit dem Collegium Carolinum nehme ich das „ostwissenschaftlich“ ausdrücklich zurück, und ich bitte Sie auch, das zuvor über die osteuropäische Geschichte als einen größeren Rahmen Gesagte nicht in dem Sinne zu verstehen, als füge sich der Sonderfall Collegium Carolinum problemlos in diesen Rahmen. Die böhmischen Länder — und das Collegium Carolinum ist eine „Forschungsstelle für die böhmischen Länder“, seit es besteht — liegen nicht in Osteuropa sondern in Mitteleuropa, und die Menschen, die in ihnen lebten, haben sich gewiß nie als Osteuropäer gefühlt, wer immer sie dazu machen wollte. Dagegen ließe sich historisch einwenden, daß es in der Gründungsphase sehr wohl eine Konzeption gegeben habe, und zwar von seiten der bayrischen Regierung, die darauf hinausliefe, durch das Collegium Carolinum in der Reihe der Münchner Ost-Institute (Südost-Institut, Osteuropa-Institut) eine Lücke zu schließen. Nur ist diese organisatorische Vorstellung von einem Verbund gleichgerichteter, auf die Länder des östlichen und südöstlichen Europa spezialisierter wissenschaftlicher Institutionen in München zwar für die staatliche Anfangsförderung und für die Festlegung der Wissenschaftlichkeit, das heißt der wissenschaftlichen Unabhängigkeit, von Staats wegen sehr wichtig gewesen, aber sie ist nicht konstitutiv für die Arbeit der einzelnen Institutionen geworden, die alle ihren eigenen Weg gingen. Was aber wiederum nicht ausschließt, daß nach einem Menschenalter schwerpunktmäßig unterschiedlicher Entwicklung verstärkte interinstitutionelle Kommunikation und Kooperation das Gebot der Stunde sein könnte.

Konstitutiv für das Collegium Carolinum ist etwas ganz anderes, nämlich die Landesgeschichte, geworden — aus verschiedener Wurzel und mit sehr weitreichen-

den Perspektiven. Das Gründungsjahr 1956 mit dem Aufstand in Ungarn und dem polnischen Frühling im Oktober legte zunächst weit mehr die Aktualität der politischen Entwicklung in den kommunistisch regierten Ländern, also auch in der Tschechoslowakei, nahe. Und die Gründerväter des Collegium Carolinum sind von dieser Aktualität gewiß so wenig unberührt geblieben wie ihre Zeitgenossen, aber mit ihrer Gründung hatten sie anderes im Sinn, als dieser Aktualität analysierend und prognostizierend nachzujagen. Für sie stand am Anfang, nun schon ein Jahrzehnt zurückliegend, die Vertreibung der Deutschen aus den böhmischen Ländern, der Verlust der Heimat, der drohende Verlust der eigenen Geschichte. Und da es Historiker waren, die begreiflicherweise diese Gefahr am deutlichsten empfanden, tauchte schon bei den ersten Versuchen zusammenzufinden die Traditionsbezeichnung Collegium Carolinum auf, und das erste institutionell faßbare Ergebnis war eine „Historische Kommission der Sudetenländer“. Die aufgenommene Tradition war zunächst die der Deutschen Karls-Universität in Prag — für viele der Beteiligten die Stätte langjährigen wissenschaftlichen Wirkens —, aber war diese vergleichsweise junge Tradition ohne die viel ältere der Landes- und Reichsuniversität im 14. Jahrhundert überhaupt tragfähig? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Nationalgeschichtliche und landesgeschichtliche Tradition sind nicht voneinander zu trennen, am allerwenigsten im Falle der böhmischen Länder. Und die Frage nach dem Warum mußte sich hier in besonderer Weise und mit besonderer Schärfe stellen. Daher stand und steht auch hier das Befragen der Zeitgeschichte im Vordergrund, aber wenn irgendwo dann mußte hier das Fragen weiter in die Geschichte zurückgreifen, und auf die Dauer konnte die Antwort im ganzen nur lauten, daß Gemeinsamkeit der Landesgeschichte Böhmens auch die Gemeinsamkeit der verhängnisvollen Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einschließt, und daß deutsche wie tschechische Historiker der böhmischen Länder das Ihre zu dem Verhängnisvollen beigetragen haben. Solche Erkenntnis setzt allerdings die Fähigkeit zu trauern voraus, und die hat sich beiderseits nicht gleichzeitig und nicht bei allen eingestellt.

Man mag es nun Zufall nennen oder Fügung, daß so vielschichtiges Erinnern der in doppeltem Sinn betroffenen Historiker sich mit einer bedeutend älteren und von der europäischen Katastrophe noch unberührten Forschungsrichtung verband, die so etwas wie ein Paradigma enthielt, das auf die Geschichte der böhmischen Länder ebenso anwendbar erschien, wie es auf die bayrische Landesgeschichte anwendbar war. Damit ist das Stichwort gefallen, das in die Zukunft weisen sollte. Das Wort „Landesgeschichte“ (oder auch Regionalgeschichte) sagt für sich genommen noch nicht allzu viel. Man muß wissen, daß die landesgeschichtliche Forschungsrichtung eine Abwendung von der ganz auf die Zentren der Macht, auf die Staaten, auf die Große Politik der Mächte konzentrierten Historie und eine Hinwendung zur Entfaltung je besonderer Strukturen in relativ überschaubaren regionalen Bereichen war. Es sollte sich erst wesentlich später herausstellen, wie modern dieser Forschungsansatz war, der in der Geschichte zu Lasten der äußeren und inneren Machtpolitik auf die Erscheinungsweisen und Lebensformen der Bevölkerung, zu Lasten des Staates auf die Gesellschaft setzte. Nur war die Versuchung späterer Modernität vermieden, vom konzentrierten sozialgeschichtlichen Interesse und von der

Übernahme sozialwissenschaftlicher Methoden in großen Maßstäben die richtige Antwort auf alle Fragen der Geschichte zu erwarten. Anders formuliert: Landesgeschichte geht der historischen Realität in vergleichsweise engen Grenzen nach, ihre Chance, dem unfaßbar Komplizierten in der Geschichte näher zu kommen, ihre Lebensnähe, ist größer.

Nach diesem Gesetz, schulebildend verkörpert in den Forscherpersönlichkeiten von Theodor Mayer und Karl Bosl, ist das Collegium Carolinum angetreten und diesem Gesetz ist es gegen mancherlei Widerstände bis zum heutigen Tage gefolgt. Fast überflüssig erscheint es hervorzuheben, daß damit von Anfang an auch die Bereitschaft zum wissenschaftlichen Gespräch mit dem tschechischen Partner der böhmischen Landesgeschichte gegeben war, wann und wie immer es sinnvoll möglich sein würde.

Nun ergeben sich bei diesem konsequent verfolgten landesgeschichtlichen Ansatz der „Forschungsstelle für die böhmischen Länder“ einige Fragen, die einem Außenstehenden kommen könnten und die ich als ein ebenfalls Außenstehender zu beantworten versuchen will. 1. Könnte nicht bei einer solchen Offenheit für alle Probleme und alle Träger der böhmischen Landesgeschichte angesichts einer mehrheitlich tschechischen Bevölkerung der deutsche Anteil und damit ein besonderer Auftrag des Collegium Carolinum zu kurz kommen? Ich meine, daß schon ein Blick in die Publikationsliste genügt, um solche Befürchtungen gegenstandslos zu machen; es müßte allerdings ein Blick sein, der zu einem Überblick führt über den Inhalt des Periodikums „Bohemia“, der großen abgeschlossenen oder im Erscheinen begriffenen Forschungsunternehmen und der zahlreichen Monographien. 2., daran anschließende Frage: Läuft nicht gerade die Fülle der Publikationen auf ein Ausbreiten extrem detaillierter Forschungsergebnisse hinaus, die zwar wissenschaftlich interessant sein mögen, deren bildungsmäßige Bedeutung und praktischer Nutzen aber nicht recht einsehbar sind? Gegen das „Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder“, das „Ortslexikon der böhmischen Länder“, das „Biographische Lexikon“ und die „Lebensbilder“ zur Geschichte der böhmischen Länder läßt sich dieser Vorwurf nicht aufrechterhalten; sie sind aber allesamt nicht denkbar ohne vorausgehende und begleitende Detailforschung. 3. Ist nicht die Dominanz der Historie über das, was man nicht sehr präzise gelegentlich „Gegenwartskunde“ nennt, unvertretbar groß? Nun kann man gewiß über den Nutzen der Historie für das Leben verschiedener Meinung sein und wohl auch über die geschichtsbewußtseinbildende Bedeutung von Renommierausstellungen. Aber eine Landesgeschichte der böhmischen Länder, die regelmäßige aktuelle Berichterstattung über die „Entwicklung von Staat und Recht in der ČSSR“ einschließt, verteidigt sich selbst. Auch wenn sie schon zu einer Zeit den europäischen Traditionswert des Mittelalters erkannt und wissenschaftlich gepflegt hat, als noch niemand daran dachte, Stauffer, Babenberger oder Wittelsbacher auszustellen.

Es mag noch mehr Fragen solcher Art geben. Die knapp bemessene Zeit verbietet es, auf sie einzugehen, und es bleibt mir nur, meine persönliche Überzeugung in einer Wiederaufnahme des eingangs gebrauchten nautischen Bildes zu formulieren: Ich bin überzeugt, daß der bisher konsequent eingehaltene Kurs des Collegium Carolinum richtig und zukunftsweisend ist — der einzig richtige und in die Zukunft

weisende. Daraus folgt der herzliche Wunsch einer guten Weiterfahrt in den nächsten 25 Jahren.

*

Erlauben Sie, daß ich mit einigen Bemerkungen und Exemplifizierungen schließe, von denen ich meine, daß sie in einem allgemeineren Sinn auch zum Thema gehören. Als es in den fünfziger Jahren an den Wiederaufbau von Wissenschaft ging, da war die Freiheit, die Unabhängigkeit der aufzubauenden Wissenschaft nichts, worüber viel geredet zu werden brauchte. Sie war schlicht selbstverständlich für eine Generation, hinter der die Erfahrung totaler Abhängigkeit auch der Wissenschaft lag. Für Disziplinen, die ihren Forschungsgegenstand im kommunistisch regierten Teil Europas hatten, setzte sich diese Erfahrung gleichsam sekundär fort. Das gilt natürlich auch für den eindrucksvollen bayrischen Anteil am wissenschaftlichen Wiederaufbau.

Fassen wir noch einmal den Jubiläumsanlaß des heutigen Tages ins Auge und erinnern wir uns, in welchem komplizierten Traditionszusammenhang die so erfolgreiche bayrisch-böhmische Region moderner landesgeschichtlicher Forschung Wirklichkeit wurde. Es gibt noch eine andere bayrische Tradition, die den wissenschaftlichen Wiederaufbau im allgemeinen und in unserem besonderen Falle wirksam unterstützte — die Tradition bayrischer Liberalität. Sie reicht weit zurück, ein einschlägiges Beispiel, das ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, ziemlich genau 76 Jahre: Als im Jahre 1906 der Anciennität nach der tschechische Balkanhistoriker Constantin Jireček in Wien zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt werden sollte, kündigte die „Deutsch-radikale Korrespondenz“ für diesen Fall stürmische Protestkundgebungen der Studenten an. Jireček, der die veränderte Welt jener Jahre längst nicht mehr verstand, verzichtete zur Erleichterung seiner Kollegen, und die Wiener Presse, an derlei längst gewöhnt, sah sich zu keinem Kommentar veranlaßt. Allein die Nr. 9 der Münchner „Hochschulnachrichten“ vom Juni 1906 fand das in Wien Geschehene durchaus nicht in Ordnung: Es beweise vielmehr, „... wie schlimm es bei den angeblichen Hütern der akademischen Freiheit um letztere bestellt ist, daß die ‚voraussetzungslose‘ Wissenschaft selbst national festgelegt ist ... (der hochgeschätzte Gelehrte) Dr. Jireček ist aber so gut Österreicher wie jeder spezifisch Deutschnationale“, auch liege ja die Universität in der Hauptstadt des Reiches¹.

Gewiß, das ist politische und Reichsgeschichte, aber auch landesgeschichtliche Forschung, die ihre eigenen Wege geht, weiß natürlich, daß ein Land, eine Region ihr Leben nicht ohne Zusammenhang mit dem übergeordneten politischen Bereich lebt. Manchmal ist die gegenseitige Beeinflussung sogar recht deutlich. Manchmal wieder wird das regionale Leben vom Übergeordneten in ganz unvorhergesehener Weise geprägt. Dafür als letztes Beispiel die Worte eines aus Kummer betrunkenen Tschechen, gesprochen in den frühen Morgenstunden des 12. März 1938 auf der

¹ Ein Ausschnitt befindet sich im Tagebuch Jirečeks. Vgl. Leitsch, Walter: Nationalismus in der Wiener Universität zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Constantin Jireček und die Beratungen über die Besetzung des Jagić-Lehrstuhls. JbGO 30 (1982) 100—119, hier 100.

Štefanik-Brücke in Prag: „Obsadili nám Rakousko. Ted' to máme“ [Sie haben uns Österreich besetzt. Jetzt haben wir's]. Gehört und überliefert hat diese Worte der Wiener Jude Friedrich Torberg², dessen Vorfahren väterlicherseits Landwirte in der Gegend von Melnik waren, der akzentfrei tschechisch sprach und aus der Emigration nach langem Zögern heimkehrte, weil er nichts anderes sein konnte als ein Schriftsteller in deutscher Sprache. So kompliziert kann Geschichte sein und so einfach gibt sie sich bisweilen zu erkennen.

² In seinem „sentimentalen Vorwort“ zu dem Buch von T r o s t, Ernst: Das blieb vom Doppeladler. Wien-München 1966, S. 7—15, hier 12 (dtv Nr. 561). Jetzt auch im Anhang zu T o r b e r g, Friedrich: Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten. 1975, S. 291—302, hier 298 f. (Gesammelte Werke in Einzelausgaben 8).